

Was war noch einmal der Westen?

Zur Einführung

Philipp Pabst/Kai Sina

Unmittelbar nach dem 24. Februar 2022, dem Tag des Überfalls der Russischen Föderation auf die Ukraine, war das Wort vom Westen wieder in aller Munde: als Synonym für Liberalität, Rechtsstaatlichkeit, Demokratie, aber auch militärische Potenz und geopolitischen Machtanspruch. Bemerkenswert war und ist dies insofern, als die Rede vom Westen vor jenem historischen Tag zumindest unter kritischen Intellektuellen ausschließlich im Modus der postkolonialen, identitätspolitischen, rassismuskritischen usw. Infragestellung statthaft erschien – oder aber unter dezidiert Betonung des Krisenhaften: Der Niedergang des Westens wurde seit dem Brexit und der Wahl Donald Trumps in der internationalen Publizistik schließlich so konsequent beschworen, dass man fast den Eindruck gewinnen konnte, die Leitartikel in den großen Zeitungen verstärkten unwillkürlich genau das, was sie eigentlich nur beschreiben und bezeichnen wollten.

Davon, dass sich die gestern noch hitzig geführten Debatten von einem auf den anderen Tag als nichtig erwiesen hätten, ist aber nicht auszugehen, zumal sie Kritikpunkte aufgreifen, die seit jeher, wenn auch in wechselndem begrifflichem Gewand und mit divergierendem politischen Akzent, gegen den Westen vorgebracht worden sind. Angesichts der gegenwärtigen Situation, der gewaltsamen Umgestaltung der politischen Weltordnung durch eine imperiale, autokratische und zu allem Übel mit Atomwaffen ausgerüstete Großmacht, die ausdrücklich die westliche Moderne und die offene Gesellschaft zu ihrem Feind erklärt hat – angesichts dieser Lage scheint den Bewohnerinnen und Bewohnern der liberalen Demokratien vielmehr bewusst zu werden, dass allein diese die Bedingungen gewährleisten, die ihre kritische Infragestellung allererst ermöglicht.

Das neu aufkommende diskursive Spannungsverhältnis zwischen Westen und Osten auszuloten, das Zusammenwirken von Abwehr und Annäherung in unterschiedlichen historischen Konstellationen seit 1945 zu vermessen – darin bestand die Aufgabe einer kleinen Tagung an der Universität Münster im Dezember 2022. Für diese Ausgabe von *andererseits* wurden einige der Beiträge ausgewählt und zu einem Schwerpunkt zusammengestellt. So geht zunächst Anna Artwińska (Leipzig) auf die Sonderrolle der Staaten Polen, Ungarn und der Ukraine vor und nach dem

Zusammenbruch der Sowjetunion ein. Aus ihrer Sicht fungiert Ostmitteleuropa, dessen Intellektuelle wie Czesław Miłosz und Oksana Zabužko sich gedanklich eher dem Westen zugehörig fühlen, als Bindeglied zwischen Ost- und Westeuropa. Anschließend reflektiert Carsten Dutt (Heidelberg) in einem begriffsgeschichtlich angelegten Beitrag die Attraktivität des Westens für eine junge deutsche Künstlergeneration nach 1945. Dutt argumentiert, dass der Westen für sie, wenn auch nicht immer ausdrücklich benannt, als entscheidender »Orientierungsbegriff« diene. Im Kontrast dazu zeigt Barbara Picht (Berlin) in einem wissenschaftshistorischen Einblick, dass die Ost-West-Unterscheidung innerhalb der Geschichts- und Literaturwissenschaften während des Kalten Krieges überraschenderweise eine viel geringere Rolle gespielt hat, als man vielleicht annehmen würde. Schließlich widmet sich Silvia Schultermandl (Münster) dem Westen und dem Konstrukt eines *global sisterhood*. Sie problematisiert darin den Rekurs auf den Westen in popfeministischen Manifesten wie Chimamanda Ngozi Adichies *We Should All be Feminist* (2014). Die weitgehend affirmative Bezugnahme steht, wie Schultermandl argumentiert, in harschem Gegensatz zur Arbeit des transnationalen und intersektionalen Feminismus.

Um die Perspektiven auf die Konzepte zu verbreitern und der transatlantischen Anlage des Themas geografisch Rechnung zu tragen, diente die Münsteraner Veranstaltung zugleich als Auftakt einer dreiteiligen Reihe. Die Carl Friedrich von Siemens Stiftung in München und das Thomas Mann House in Pacific Palisades veranstalteten im Januar und Februar 2023 korrespondierende Veranstaltungen zum Thema. Marcel Lepper organisierte in München einen sinologischen Schwerpunkt mit Daniel Leese und Jörn Leonhard von der Universität Freiburg. Im Fokus der Abendveranstaltung stand die Person Wang Huning, der nicht nur ein intimer Kenner der Vereinigten Staaten, sondern zugleich einer der einflussreichsten Vordenker der Kommunistischen Partei ist. Benno Herz, verantwortlich für das Programm des Thomas Mann House, setzte eine Podiumsdiskussion in Kooperation mit dem Wende Museum in Culver City nahe Los Angeles um. Dabei sprachen die ukrainisch-amerikanische Kuratorin Asha Bukojemsky und der Direktor des Wende Museums, Joes Segal, über Kunst zwischen den Kulturen. Die wichtigsten Thesen, Kontroversen und Perspektiven der drei Veranstaltungen in Münster, München und Los Angeles wurden anschließend im Rahmen eines Webdossiers dokumentiert und sind weiterhin abrufbar.¹

Aus der Überzeugung heraus, dass sich ein notorisch uneindeutiges Konzept wie das des Westens nicht aus einer disziplinären Perspektive, ja vielleicht nicht einmal aus Sicht der Wissenschaft allein verstehen lässt, ist auch diese Einführung geteilt in zwei Abschnitte: eine stärker von der Literatur und namentlich Salman

1 Vgl. <https://rethinkingthewest.de>.

Rushdie herkommende Reflexion und eine an der Geschichtswissenschaft orientierte Annäherung. Das, was den Westen und sein Selbstverständnis im besten Fall kennzeichnet, die Akzeptanz vielfältiger, möglicherweise auch voneinander abweichender Positionen – sie gilt erklärtermaßen auch für diese Einleitung und den vorliegenden Schwerpunkt im Ganzen.

I

Das Buch der Stunde ist ohne Zweifel Salman Rushdies 1988 erschienener Roman *The Satanic Verses*. Er ist es nicht nur wegen des Messeranschlags auf den Autor im Sommer 2022, der auf schockierende Weise die Bedrohung des freien Wortes und der Kunst durch religiösen Fanatismus zurück in die Schlagzeilen der westlichen Zeitungen gebracht hat. Er ist es auch, wenngleich eher auf den zweiten Blick, angesichts des russischen Angriffskriegs gegen die Ukraine und der damit verbundenen aktuellen Debatten. Wohl kein Autor der Gegenwartsliteratur hat sich in seinem Werk schließlich so nachdrücklich und langanhaltend mit den Kategorien des Ostens und des Westens befasst, die unsere diskursive Weltordnung heute mit unerwarteter Dringlichkeit erneut bestimmen. Die Lektüre der Bücher Rushdies lässt erkennen, was dabei intellektuell und damit letztlich auch politisch auf dem Spiel steht.

In regelmäßigen Abständen finden sich in den *Satanischen Versen* Äußerungen zum Westen, zu den USA, zur transatlantischen Sphäre und bilden im Zusammenhang eine Art semantisches Netz. Der Tenor ist durchweg abschätzig, teils sogar polemisch abwertend: Vom »American leviathan« ist da die Rede² oder vom »transatlantic New Rome«, dessen »Nazified architectural gigantism« dazu führe, dass seine Bewohner sich wie Würmer fühlten.³ Die westliche, insbesondere die amerikanische Moderne steht in Rushdies Roman für imperiale Macht und kulturelle Ausbeutung, für Gewalt und Unterdrückung, demgegenüber als positiver Wert lediglich der technologische und medizinische Fortschritt ins Feld geführt wird.

Aber auf wen gehen diese Äußerungen zurück? Es ist kein mit unumstrittener Deutungshoheit ausgestatteter Erzähler, der sich dergestalt über den Westen auslässt. Vielmehr sind es allesamt Aussagen und Gedanken von Figuren – von Figuren zumal, die aus Indien, also einem Land mit kolonialer Vergangenheit stammen oder weiterhin in ihm leben. So nachvollziehbar ihre Vorbehalte daher sind, so klar werden sie zugleich personalisiert und differenziert, und zwar in mindestens zweifacher Hinsicht. So ist der Westen zum einen von größtmöglichem Anziehungspotenzial für die Hauptfiguren Gibreel Farishta und Saladin Chamcha, die beide vergeb-

2 Salman Rushdie: *The Satanic Verses. A Novel* [1988]. New York 2008, S. 531.

3 Ebd., S. 413.

lich – nicht zuletzt aus postkolonialen Gründen – in England heimisch zu werden versuchen. Und zum anderen wird die indische Wahrnehmung des Westens ihrerseits gebrochen und mit ihr der postkoloniale Diskurs: »In my personal experience«, stellt Saladin im Gespräch heraus, »I have never been able to feel comfortable about being described as a victim. [...] Even speaking culturally, you find here«, gemeint ist Indien, »all the bigotries, all the procedures associated with oppressed groups. So while many Indians are undoubtedly oppressed, I don't think any of us are entitled to lay claim to such a glamorous position.«⁴

Ohne die realen Machtverhältnisse und Gewaltbeziehungen infrage zu stellen oder gar herunterzuspielen, durchkreuzt Rushdie mit seinem Roman eine allzu scharfe Grenzziehung zwischen Ost und West und das damit verbundene binäre Schema von Opfern und Tätern. Einerseits. Andererseits bringen *Die Satanischen Verse* markant zur Anschauung, dass derlei Konzepte in gewisser Weise unvermeidlich sind, weil sie eine komplexitätSENTlastende Strukturierung von Welt ermöglichen und ihnen darin eine identitätsbildende und -stützende Funktion zukommt. Rushdie geht über die oft rein negative Arbeit der akademischen Kritik also klar hinaus, ja er distanziert sich von ihr – namentlich mit Bezug auf Frantz Fanon – in seinem Roman ausdrücklich.⁵ Wollte man in der deutschsprachigen Literatur nach einer vergleichbaren Position suchen, fände man sie bei Hans Magnus Enzensberger, dessen Essay *Eurozentrismus wider Willen*, 1980 erschienen im ersten Heft der Zeitschrift *TransAtlantik*, sich mühelos an aktuelle Debatten der Postcolonial Studies anschließen ließe.

Rushdie wiederum arbeitet die in den *Satanischen Versen* angelegte Ost-West-Konstellation in seinem Prosaband *East, West* von 1994 ins Programmatische gehend aus. Die in dem Band versammelten Erzählungen umschreiben eine biografische Erfahrung des Autors, die er in einem Zeitungssessay so beschrieben hat: »The West was there«, also in Bombay, dem Geburtsort des Autors, »and the East is here«, in London, seinem Wohnort und Lebensmittelpunkt.⁶ Mit dieser paradoxen Formulierung geht Rushdie so weit, die Konzepte Ost und West gänzlich von ihrer räumlichen Konnotation zu lösen und sie als Lebens- und Denkformen ineinander aufgehen zu lassen.

Verkörpert wird diese Amalgamierung in der Figur des Migranten. In ihm kommen Elemente beider Welten zusammen, was ihn einerseits zu einer pluralen, andererseits zu einer partialen Figur macht. In einem Essay beschreibt Rushdie dies auch

4 Ebd., S. 532.

5 Konkret lässt er eine seiner Figuren über Fanon nachdenken und sie sogar aus dessen Schriften zitieren (ebd., S. 363f.).

6 Erschienen ist das Interview in *Newsweek* am 06.02.1995, S. 54. Hier zitiert nach Michael Meyer: Nachwort. In: Salman Rushdie: *East, West*. Stuttgart 2002, S. 245–275, hier S. 250f.

anhand der eigenen Emigrationserfahrung: »Our identity is at once plural and partial. Sometimes we feel that we straddle two cultures; at other times, that we fall between the stools.«⁷ Die wichtigsten Bestandteile des Titels seines Buches *East, West* seien entsprechend nicht die beiden Substantive; entscheidend sei vielmehr das sie voneinander trennende Satzzeichen: »Because it seems to me that I am that comma.«⁸

Was lässt sich aus all dem nun für das gegenwärtige Gespräch über den Westen ableiten, das unweigerlich und immer auch ein Gespräch über den Osten sein muss? Vielleicht das Plädoyer, nicht hinter das bei Rushdie angelegte Reflexionsniveau zurückzufallen, trotz des ungemeinen politischen und moralischen Drucks, unter dem die Debatten momentan geführt werden. Vom »Wesen des Westens«, dessen charakteristische Kraft gerade darin bestehe, sich selbst kritisch infrage zu stellen, wie am 1. Dezember 2022 in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* zu lesen war⁹ – von einem solchen »Wesen« sollte man vielleicht besser nicht sprechen, weil dadurch unweigerlich ein altes Überlegenheitsdenken gegenüber der restlichen Welt aktualisiert wird, dessen dramatische Auswirkungen auf die globale Ordnung wir derzeit an ganz unterschiedlichen Stellen beobachten können.

Um eine allzu rigide »Wortgebrauchspolitik«¹⁰ kann es hier allerdings nicht gehen. Es wäre vergeblich, die Kategorien des Westens oder Ostens aus dem geläufigen Vokabular streichen zu wollen, weil sie, wie Rushdie ebenfalls darlegt, an der Identitätsbildung von Gesellschaften immer schon teilhaben, zumal in historischen Phasen der politischen Konfrontation. Was aus geisteswissenschaftlicher Sicht erreichbar sein und befördert werden sollte, ist vielmehr eine möglichst nüchterne, sachliche Verwendung der Begriffe, die sowohl um ihre historischen Konnotationen als auch um ihre diskursiven Funktionen weiß. In diesem Sinne gilt es Begriffe wie ›Ost‹ und ›West‹ nicht als *Synthesformeln* zu verwenden, die unübersehbar vielfältige und heterogene Wirklichkeiten als vermeintliche Einheiten zu begreifen versuchen, sondern als *Komplexitätsformeln*, die getragen sind vom Bewusstsein sowohl ihrer Konstruktivität als auch ihrer jeweils zu bestimmenden Funktionalität.

7 Salman Rushdie: Imaginary Homelands, ursprünglich 1982 in London Review of Books, hier zitiert nach Meyer: Nachwort, S. 249.

8 So Rushdie im Interview mit *The Bookseller* vom 15.07.1994.

9 Detlef Pollack: Das Wesen des Westens. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 1.12.2022.

10 Hermann Lübke: Wortgebrauchspolitik. Zur Pragmatik der Wahl von Begriffsnamen. In: Herausforderungen der Begriffsgeschichte. Hg. von Carsten Dutt. Heidelberg 2003, S. 65–80.

II

Schlägt man versuchsweise eine Brücke von Salman Rushdie und den *Satanischen Versen* zum wissenschaftlichen Diskurs, zur historischen und systematischen Auseinandersetzung mit ›Ost‹ und ›West‹, sieht man sich einer Überfülle an Publikationen gegenübergestellt. Eine Skizze, die gegenüber den einschlägigen Großentwürfen von David Gress (*From Plato to NATO*, 1998) oder Heinrich August Winkler (*Geschichte des Westens*, 2009–2016) durch ihre Prägnanz besticht, stammt von Jürgen Osterhammel. In seinem Essay *Was war und ist ›der Westen‹?*, der 2011 als Vortrag geschrieben, aber erst 2017 in dem Band *Die Flughöhe der Adler* veröffentlicht wurde, zeichnet der Globalhistoriker nach, wie das Konzept des Westens im 21. Jahrhundert, nach den Zäsuren von Nine Eleven und der Finanzkrise sowie dem ökonomischen und politischen Aufstieg Chinas zum Global Player, gefasst werden kann.

Der Westen ist für Osterhammel ein »wechselhaft konturierter Archipel politisch ähnlich verfasster Staatswesen«.¹¹ Er beginnt dort, wo Europa nicht mehr ausreicht, oder anders gesagt: Der Westen ist eine internationale Wertegemeinschaft, die sich seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs der »Vorwärtsverteidigung« einer »offenen Gesellschaft gegen ihre Feinde« verschrieben hat. Daraus ergibt sich, was bei Rushdie ähnlich anklingt, dass nämlich der Westen stets »sein Gegenteil« verlangt, also von seinen ideengeschichtlichen Anfängen im 18. und 19. Jahrhundert an im Kontrast zu einem als kulturell fremd wahrgenommenen ›Osten‹ oder auch ›Orient‹ konstruiert wird. Und damit wiederum gehe die Vorstellung der eigenen Superiorität einher, eine angenommene Überlegenheit in zivilisatorischer, moralischer und politischer Hinsicht. »Kein Westen ohne ein Zivilisationsgefälle«. Im Sinne Reinhart Kosellecks habe man es mit einem »asymmetrischen Gegenbegriff« zu tun, mit einem Begriff, der häufig von einer »Arroganz« gegenüber dem als minderwertig betrachteten »Nicht-Westen« gekennzeichnet ist.¹²

Darin liegt zweifellos einer der prekären Aspekte des Themas: Wie geht man adäquat mit jener dem Westen eingeschriebenen Asymmetrie um? Sie als diskursiven Effekt zu erkennen und zu befragen, erscheint jedenfalls als Bedingung jeder reflektierten Auseinandersetzung. Erforderlich ist zudem eine grundlegende »Skepsis« gegenüber der Behauptung westlicher Exklusivität, der Behauptung, dass es irgendetwas »nur im Westen« gebe und nirgends sonst.¹³ Dies aber gilt selbstredend

11 Jürgen Osterhammel: *Was war und ist ›der Westen‹?* Zur Mehrdeutigkeit eines Konfrontationsbegriffs. In: Ders.: *Die Flughöhe der Adler. Historische Essays zur globalen Gegenwart*. München 2017, S. 101–114, hier S. 101. Weitere Anmerkungen zu Osterhammels Aufsatz finden sich im Beitrag von Carsten Dutt.

12 Ebd., S. 104ff. Osterhammel bezieht sich konkret auf Reinhart Koselleck: *Zur historisch-politischen Semantik asymmetrischer Gegenbegriffe*. In: Ders.: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. Frankfurt am Main 1979, S. 211–250.

13 Osterhammel: *Was war und ist ›der Westen‹?*, S. 111.

auch umgekehrt, hält man sich vor Augen, dass der Westen seinerseits als Gegen-, bisweilen auch als Kampfbegriff in Anspruch genommen wird, was nicht allein in der schrillen Rhetorik Vladimir Putins, seiner Vertrauten und Propagandisten zum Ausdruck kommt. Die Kritik am Westen bei gleichzeitiger Aushandlung und Konstruktion einer ›russischen Identität‹ vonseiten slawophiler beziehungsweise panslawistischer Intellektueller hat eine Tradition, die sich mindestens bis ins 19. Jahrhundert zurückverfolgen lässt. Pjotr Tschaadajew, Nikolai Danilevski und Konstantin Aksakow seien hier stellvertretend als Akteure genannt.

Weiter verkompliziert wird der Sachverhalt dadurch, dass das 20. und 21. Jahrhundert nicht nur durch Konfrontationen und Abgrenzungsbestrebungen, sondern durch Prozesse »selektiver Selbstverwestlichung« im Zuge der Globalisierung gekennzeichnet sind.¹⁴ Schon Rushdies Gedanken zur Durchdringung der binären Konzepte in Form hybrider, migrantisch geprägter Existenzen speisen sich aus diesem Punkt. Die erwähnte Selbstverwestlichung schließt osteuropäische ebenso wie ostasiatische Staaten mit ein. »Was bleibt, ist viel Westliches an vielen Stellen der Welt«, schließt Osterhammel seinen Essay und meint damit vor allem die »Konsumgesellschaft« als »wirmächtigste Erfindung des euro-amerikanischen Westens«.¹⁵

Osterhammels Entwurf überzeugt in seiner konzisen historischen Systematisierung. In seinem kritischen, dekonstruktiven Umgang mit den Begriffen, also im Versuch, den Westen als Kategorie einer globalisierten Weltordnung jenseits des Kalten Krieges neu zu profilieren und im Zuge dessen zu relativieren, ist er aus heutiger Sicht aber vor allem eines: das Dokument einer Zeit, in der weder die völkerrechtswidrige Annexion der Krim im Jahr 2014 noch der heutige Krieg in der Ukraine absehbar gewesen sind.

Hieraus ergibt sich die Notwendigkeit einer historisch informierten, aber zugleich die gegenwärtigen Entwicklungen mit in Betracht ziehenden Neuperspektivierung, wie sie jüngst im Rahmen einer dem Westen gewidmeten Ausgabe des *Kursbuch* angestoßen worden ist¹⁶ und auf die auch die im Folgenden abgedruckten Beiträge hinauswollen – als vorläufige Impulse zu einer aktuellen Debatte, deren Verlauf derzeit noch offen ist.

14 Ebd., S. 110.

15 Ebd., S. 114.

16 Kursbuch 211: Der Westen. Hamburg 2022, S. 97–120, vgl. darin besonders den programmatischen Text des Herausgebers Armin Nassehi zur Frage *Wo liegt der Westen?* (S. 97–120) sowie den Aufsatz der Historikerin Franziska Davies (*Die Grenzen des Westens*, S. 137–153).

